

(Nachdruck verboten.)

2] Neu-Karthago.

Roman von Georges Cehoud.

Gina trug an dem Tage ihre Schuluniform: ein graues mit blauer Seide garnirtes Kostüm. Sie schilderte ihrem Begleiter, der gar nicht müde wurde, ihr zuzuhören, die Eigenthümlichkeiten der Klosterschule in Mecheln, in der sie erzogen wurde; sie ließ sich selbst herbei, ihren Vortrag durch drollige mimische Darstellungen anschaulicher zu machen, indem sie die Absonderlichkeiten der Schulschwester durch Gesichterschnitten und Gliederverrenkung nachäffte. Die hochwürdige Oberin schielte, Schwester Veronika sprach durch die Nase und Schwester Hubertine schlief abends im Arbeitsaal ein und schnarchte, daß es einen Stein hätte erweichen können.

Das Kapitel der kleinen Schwächen und Lächerlichkeiten ihrer Lehrerinnen hatte sie erst ordentlich in Zug gebracht. Ihre übermüthige Laune, die jetzt keine Grenze mehr kannte, gefiel sich darin, ihren Zuhörer durch taktlose Fragen vollends in Verwirrung zu setzen: „Ist's wahr, daß Dein Vater nur ein einfacher Buchhalter war? . . . Hatte Euer Haus wirklich nur eine Etage und eine kleine Thür? . . . Weshalb habt Ihr uns denn eigentlich nie besucht? . . . Wir sind also Better und Base? Das ist ulkig, findest Du nicht? . . . Paridael ist wohl ein vlämischer Name? Kennst Du Gaston und Athanase Saint-Jardier, die Söhne von Papa's Sozjus? Das sind schneidige Burschen! Sie reiten jeden Tag aus und tragen keine Mühen mehr. . . Die sehen freilich anders aus wie Du! . . . Papa erzählte mir, daß Du mit Deinen rothen Pausbäden, Deinen großen Zähnen und dem glatt gestrichenen Haar wie ein Bauerbursche aussiehst. . . Wer hat Dir denn die Haare so zugerichtet? Ja, Papa hat recht, Du siehst wirklich aus wie die kleinen Bauerjungen, die hier bei der Messe ministriren!“

Sie verfolgte ihr unglückliches Opfer mit erbarmungsloser Spottlust. Jedes Wort traf den armen Laurent wie ein gutgezielter Hieb. Einen Ton röthler als gewöhnlich, gab er sich erdenkliche Mühe, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und harmlos zu lächeln, wie vorhin bei der Höhnerei über die Klosterschwester, ohne daß ein Wort über seine Lippen gekommen wäre.

Und doch hätte er der losen Spöttlerin gar zu gerne klar gemacht, daß man eine schlotternde Saabluße, überlange und überweite Hosen und eine allzu reichlich gestärkte Halskrause, daß man eine ungeschickte Konfirmandenmütze, deren Trauerflor die geschmacklosen Besatzschnöckel und überladene Zierrath schlecht verhüllten, tragen, daß man mit einem Wort wie ein Pächterjunge bekleidet sein kann, ohne darum einem Gaston oder Athanase Saint-Jardier an Fähigkeiten und auf Geistesgaben im geringsten nachzustehen.

Die gute Siska, die ihn erzogen hatte, war gewiß kein Schneidergenie, aber wenigstens konnte man ihr nicht nachsagen, daß sie am Stoff gespart hatte. Und dann hatte Jacques Paridael seinen kleinen Laurent in diesem Anzuge am liebsten gesehen. „Du bist schön wie ein Prinz, Lorchien,“ hatte er gesagt, als er ihn am Firmelungstage in die Arme schloß. Er trug heute denselben Anzug wie damals, nur die merkwürdig aufgepöpte Mütze war schwarz umflort und statt der silberbefranzten weißen Moireebinde trug er heute einen Trauerflor um den rechten Arm.

Endlich fühlte das spottlustige Mädchen doch ein menschliches Mitleiden. Sie riß im Vorübergehen eine Aftir mit poncecaurothen Blättern und glänzendem Blüteninnern ab und reichte sie Laurent. „Da, Du Bauernjunge, steck' Dir die Blumen ins Knopfloch.“ Wochte sie ihn immerhin Bauernjunge schimpfen, er trug's ihr weiter nicht nach. Der farbenkimmernde Blütenstern, der seine schwarze Bluse schmückte, war das erste Lächeln, das seine Trauer erhellte. Hatte er vorhin seiner Verstimmung nicht Ausdruck geben können, so war er jetzt erst recht machtlos, seine freudige Ueberraschung in Worte zu kleiden; am liebsten hätte er sein Knie gebeugt und der kleinen Dobouziez die Hand geküßt, wie die edlen Ritter zu thun pflegten, deren Bilder er im „Blatt für Alle“ oft genug bewundert hatte, wenn man zu Hause an den langen Winterabenden geröstete Kastanien

knabberte und den dickeibigen Band der Zeitschrift durchblätterte.

Gina war ohne Laurent's Dank abzuwarten, davongetollt. Laurent machte sich im Stillen heftige Vorwürfe, daß er sich so leichten Kaufs hatte kirre machen lassen, und im Unmuth über seine Schwäche zerrte er die prunkende Blume aus dem Knopfloch, aber statt sie fortzuwerfen, steckte er sie ehrfürchtsvoll in seine Hosentasche. Wie er so mutterseelenallein im Garten stand,kehrten seine Gedanken ins Vaterhaus zurück. Es war jetzt leer und wieder zu vermieten. Der Hund, ihr braver Lion, war einem Nachbar überlassen worden, der sich bereit fand, sich des herrenlosen Thieres anzunehmen. Siska war nach Auszahlung ihres Lohnes ihrer Wege gegangen. Was möchte sie jetzt machen? Würde er sie wohl noch einmal wiedersehen? Vorki hatte heute Morgen gar nicht ordentlich Abschied von ihr genommen. In der Kirche hatte er sie noch einmal zu Gesicht bekommen, aus der hintersten Ecke des Chores lugte ihr Gesicht hervor, das liebe Gesicht, das jetzt so verstört und verweint ausah wie sein eigenes. Beim Herausgehen war ihm Better Guillaume so dicht auf den Hacken, daß er seine liebe Noth gehabt hatte, mitzukommen und seinen Wunsch, die gute Siska noch einmal zu umarmen, beim besten Willen nicht ausführen konnte. „Wohin fahren wir denn, Better?“ hatte er im Wagen schüchtern zu fragen gewagt. „Wohin sollen wir denn fahren, natürlich nach der Fabrik!“, war des Betters barsche Antwort, die den Kleinen nicht ermutigte, die Bitte, von seinem Kinder-mädchen Abschied zu nehmen, laut werden zu lassen. Herr Dobouziez hätte ihn gewiß gehörig angefahren, wenn er ihm mit einem solchen Anliegen gekommen wäre.

Da ihr wiederholtes Rufen unbeachtet blieb, mußte sich Gina wohl oder übel entschließen, zu dem Traumverlorenen zurückzukehren. „Du bist wohl taub?“ rief sie, ihn heftig am Arme schüttelnd. „Komm schnell, ich will Dir die Blutpfrische zeigen. Das sind Mamas Lieblingsfrüchte. Felicitas zählt sie jeden Morgen. Es sind zwölf. Nein, anfassen darfst Du sie nicht!“ Daß Laurent die Blume nicht mehr hatte, bemerkte sie gar nicht. Dieses unaufmerksame Uebersehen kam dem Jungen zwar ganz gelegen, aber andererseits wäre es ihm auch wieder lieb gewesen, die kleine Fee hätte sich nach dem Verbleib ihres Geschenks theilnehmend bei ihm erkundigt.

Aber er schlug sich die Sache bald aus dem Kopfe und folgte willig Gina's Weisungen. Sie waren übereingekommen, nach Jungennart zu spielen und tollten wie ausgelassene Rangen herum. Um dem Mädchen zu gefallen, schoß Laurent Purzelbäume, stieß ein wildes Kriegsgeheul aus, wälzte sich auf Beeten und Wegen ohne Rücksicht auf seine guten Sachen und schmierte sich den Staub im Gesicht herum, der auf den schweiß- und thränenfeuchten Backen bald zur dicken Schmutzkruste wurde.

„Mein Gott, wie drollig er aussieht!“ kicherte das übermüthige Ding.

Sie tauchte die Ecke ihres Taschentuches ins Wasser und versuchte Laurent zu säubern. Sie mußte dabei aber so un-bändig lachen, daß sie die Sache eher schlimmer als besser machte. Er ließ alles mit sich geschehen, ganz glücklich, daß sie sich überhaupt mit ihm zu beschäftigen geruhte. Die hinterlistige Person benutzte die Gelegenheit, ihm allerlei krauses Figurenwerk ins Gesicht zu malen, sodaß er bald wie eine tätowirte Rothhaut ausah. Inmitten der Operation kreischte plötzlich eine schrille Füstelstimme: „Fräulein, der gnädige Herr erwartet Sie im Salon. Die Herrschaften wollen aufbrechen. . . Und Du kommst mit! Es ist Zeit, daß Du ins Bett kommst. Morgen geht's wieder in die Pension. Du hast lange genug herumgetrödel!“ Kaum hatte die gefürchtete Felicitas, die Vertrauensperson des Hauses Dobouziez, den jungen Paridael aber ordentlich ins Auge gefaßt, als sie auch schon loszeterete: „Pst! Teufel, wie sieht denn der Junge aus?“

Sie hatte Laurent Tags vorher aus der Schulanstalt abgeholt und sollte ihn morgen wieder hinbringen. Mürrisch, zankfüchtig, kriegend, lästern und immer geneigt, dem Stolz ihrer Dienstherrschaft zu schmeicheln und sich ihren Schwächen anzupassen, hatte sie mit untrüglichem Spürsinn ohne

weiteres herausgefunden, welche Stellung dem Kinde im Hause zugeordnet war. Dame Lydia hatte dieses Muster einer Dienerin damit betraut, für den Eindringling zu sorgen und sein Thun zu überwachen.

Der junge Paridael bot unflügerweise Felicitas willkommenen Gelegenheit, ihre erzieherische Thätigkeit allsogleich wirksam zu beginnen, eine Gelegenheit, die sich die Kantippe selbstverständlich nicht entgehen ließ, ohne ihre lebenswürdige Besinnung unabweisend zu betätigen.

Gina, die ohne Unterlaß lachte, überließ ihren unglücklichen Spielgefährten den Püffen der reisenden Wirthschafterin, und lief spornstreichs in den Salon, eilig wie sie es hatte, die spaßhafte Geschichte den Eltern und der Gesellschaft zum besten zu geben.

Laurent machte eine Bewegung, um der daboneilenden Schelmin nachzulaufen, wurde aber von der rasch zupadenden Felicitas an der Ausführung seines Vorhabens gehindert. Sie trieb ihn vor sich her, der Treppe zu, und machte ihm unterwegs eine so grauenhafte Schilderung des Abscheus, den Herr und Frau Dobouziez Schmutzfüßen seiner Art gegenüber empfänden, daß der Kleine schauernd die Dachstube, in der man ihn untergebracht hatte, zu gewinnen trachtete, um so rasch als möglich unter die Bettdecke zu schlüpfen.

Felicitas hatte ihn nach Herzenslust gestochen und gepufft. Er ließ gleichmüthig alles über sich ergehen und ließ keine Klage laut werden, nach Kräften bemüht, vor dieser bösen Sieben eine würdige Haltung zur Schau zu tragen.

Der stürmische Auszug des Tages lenkte die Gedanken der Waise von dem Trauerfall ab. Aufregung, Müdigkeit und die Bewegung in der frischen Luft brachten ihm einen schweren Schlaf mit wilden Träumen, in denen die widersprechendsten Phantasiegebilde in tollem Wirbel durcheinander tanzten. Einen Zauberstab in der Hand, eröffnete die ewig lachende Gina den Reigen, sie spielte mit einem armen Sünder Kage und Maus, den sie bald den Teufelskrallen einer alten Hexe, in der sich die böse Felicitas verkörperte, überantwortete, bald wieder entzog. Im Hintergrunde schwebten die bleichen Schatten des Vaters und Sisilas, des Todten und der Abwesenden, und streckten verlangend die Arme nach ihm aus und schon wollte er freudig ihnen entgegenzueilen, als ihn Better Dobouziez mit einem ironischen „Halt, Du Schlingel, wohin so eilig?“ rasch zurückriß. In der Ferne läuteten die Glocken, Paridael warf die Axt, Gina's Geschenk, in den Klingelbeutel. Die Blume schlug mit dem feinen Klingelklang eines Goldstückes auf den Boden auf, und gleichzeitig mit dem hellen Klang erkörnte Gina's lustiges Lachen. Das Geräusch verheuchelte die höhnisch grinsenden Schemen, trieb zugleich aber auch die mildherzigen Erscheinungen der guten Geister in die Flucht.

So begann Laurent Paridael's neues Leben bei der Familie Dobouziez.

(Fortsetzung folgt.)

Spaziergänge eines Naturfreundes.

Oktober.

Durch den Kiefernhochwald führte ein breiter Fahrweg. Dide Hornbäume, in regelmäßigen Abständen gepflanzt, zogen sich an den Rändern der Straße hin und bildeten mit ihrer milden, schwefelgelben Befaubung einen eigenthümlichen Kontrast zu dem rauhen Grün der Nadelkronen. Die Frische des Herbstmorgens vereinte sich mit dem Duft des Waldbodens und dem Kiengerüche zu einem Gauche urwüchsiger Kraft, der wiederum in grellem Gegensatz stand zu dem Nebel, der die ganze Natur in einen ungewissen leichten Schleier hüllte und auf etwa hundert Meter Entfernung den Gesichtskreis mit einer dichten Wand versperrte.

Herr Tanzmann prüfte den Nebel mit durchdringendem Blick. Es giebt hier zwei Möglichkeiten, sagte er zu sich. Entweder der Nebel steigt auf und verdichtet sich oben zu Gewölk, dann bekommen wir einen trüben Tag, oder er fällt als Thau herab, dann wird die Luft rein, und wir bekommen das herrlichste Wetter!

Und nun suchte er durch den Nebel hindurch ein Stückchen blauen Himmels zu erspähen. Wirklich sahien es ihm, als ob die weiße Dunstmasse nach oben zu dünner würde und einen flimmernden und bläulichen Widerschein erhalte. Und während nun Herr Tanzmann an dem thaufrischen Grasrande des Weges entlang, an den gelbbelaubten Hornbäumen vorüber, munter drauf los marschirte, wurde die Nebelschicht nach oben zu immer dünner und dünner, immer lichter und lichter. Allmählig konnte Herr Tanzmann direkt über sich keine Flecken blauen Himmels erkennen, während die Sonne wegen ihres tiefen Morgenstandes noch ganz verhüllt war, denn in wagerechter Richtung wurde der fallende Nebel immer dichter und dichter; was er an Höhe verlor, gewann er an Undurchbringlichkeit. Herr Tanzmann konnte jetzt kaum zehn Schritt weit sehen, sein

Horizont war so eng geworden, daß er nur ein Stück graubraunen Weges, fünf Meter Grasrand, einen und einen halben Hornbaum und sechs Kiefern, davon zwei auch nur zum theil mit seinem Blide umfassen konnte.

Wir gehen bösen Zeiten entgegen, seufzte Herr Tanzmann. Wir werden immer dümmere und beschränkter. Es liegt ein dichter drückender Nebel über dem Land, der jeden Blick nach vorwärts hemmt. O weh, man wird uns noch ganz die Augen verbinden!

Der Nebel wurde immer noch kompakter. Aber nun zeigte sich ein seltsames Naturspiel. Drüben in einiger Entfernung erblickte Herr Tanzmann plötzlich eine bewaldete Höhe, deren grüne Kiefern von ziemlich hellem Lichte bestrahlt waren. Er war einigermaßen überrascht. Hier unten alles in Nebel förmlich eingewickelt, daß man nur ein paar Schritte weit sehen konnte, und da drüben, sicher nur eine halbe Stunde entfernt, dieser Hügel ganz deutlich sichtbar und dabei strahlend und heiter wie ein glücklicher Traum von Zukunft und Hoffnung. War es wirklich nur ein Traum, nur eine Vision? Herr Tanzmann litt nicht an Visionen, träumte nie, trant selten und war überhaupt nicht poetisch veranlagt. Die Sache war, wenn vielleicht auch selten vorkommend, doch ganz klar: Der Nebel war eben so weit gefallen, daß er sich nur bis zu einer geringen Höhe über dem Boden erhob. Alles was darüber hinausragte, war nebelfrei und auch für den sichtbar, der nahe genug war, um die Höhe noch in einem hinreichend großen Schwinel durch die nach oben zu nur wenig dicke Nebelschicht zu erblicken.

Jetzt aber ging überhaupt die Herrschaft des Nebels zu Ende. Denn nun drangen auch die Strahlen der Sonne siegreich durch. Von ihr erwärmt, gingen die kleinen Nebelbläschen in dünne Wasserstäubchen über, die eine Zeit lang in der Luft umherwogeln, und dann nach und nach zur Erde fielen. Und nun glänzte die Sonne am milden blauen Oktoberhimmel, und die recht kühle Morgenluft erwärmte sich rasch. Am Graze des Begrandes und des Waldbodens strahlte der Thau, und Habichtskraut und Glockenblumen öffneten ihre durch die nächtliche Kälte zusammengezogenen Blüten von neuem der leuchtenden Sonne.

Dem Kiefernwalde sah man nur wenig die Spuren des Herbstes an. Hier und da freilich erinnerten die braunen Nebel des Farnkrauts, die rothen Blätter an den Brombeersträuchern und das gelbe Laub einer Birke an die vorgerückte Jahreszeit. Aber im ganzen hatte er in dem Immergrün seiner Nadelkronen auch jetzt denselben Charakter unvergänglicher Frische, den er das ganze Jahr hindurch zeigt.

Das Bild der Natur änderte sich jedoch sofort, als die Straße den Wald verließ. Herr Tanzmann sah vor sich ein weites Gelände brauner Sturzäcker und lichtgrüner Saatfelder, auf denen der vor wenig Wochen geäete Roggen eben in dünnen Halmen hervorgebrochen war. Das ganze Gelände lag ziemlich hoch, nur an einer Seite senkte es sich in sanftem Abhang nach Wiesen herab, deren saftiges Herbstgrün von schwarzen Torfstümpeln unterbrochen war. Herr Tanzmann wandte sich auf einem Seitenwege nach diesem Abhange hin, wo inmitten von buntbelaubten Bäumen ein kleiner Hof sichtbar wurde. Herrn Tanzmann schlug das Herz etwas schneller, als er sich dem kleinen Hause näherte. Hier wohnte Frau Tanzmann, seine Mutter. Die Hütte sah noch immer so traulich aus wie früher, als er selbst hier wohnte. Das verhältnismäßig hohe Ziegeldach, die grünen Läden zur Seite der kleinen Fenster, die drei Sandsteinstufen vor der braunen Hausthür, alles war wie früher. Vor dem Hause zog sich eine Mauer aus Findlingssteinen hin, die ganz mit purpurrothem wildem Wein umzogen war. Herr Tanzmann trat durch die kleine Holzthür, die neben dem großen Thor lag, in den Hof, wo vor der Scheune und dem Stallgebäude Hühner, Gänse und anderes Federvieh sich tummelte. Ein großer schwarzer Hund froh turrnd aus seiner Hütte und bellte den Ankommenden laut an, unterbrach sich jedoch schnell und machte mit den Beinen und dem Kopfe wiegende bewillkommende Bewegungen. Herr Tanzmann streichelte das Thier, um dann nach Dorfgebrauch durch die Hinterthür in das Wohnhaus einzutreten. Die Frau Tanzmann war gerade in der Küche und schabte Mohrrüben. Als sie ihren Sohn bemerkte, fiel ihr das Messer aus der Hand, sie sprang auf und rief: „Herr Tanzmann, Du!“

Dann rannte sie an das Waschbecken, wusch die Hände, trocknete sie ab und streckte ihm dann die Rechte entgegen. Und während Herr Tanzmann sie herzlich begrüßte und sie fragte und auf sie einredete, sprach sie fast kein Wort, lief einmal zu ihren Mohrrüben, dann rüdt sie ihre Blumentöpfe mit dem Küchenträutern am Fenster zurecht, dann stolcherte sie mit dem eisernen Haken in dem Feuer der Mäshine herum, aus dem ein gemüthlicher Torfgeruch hervorstieg. Herr Tanzmann kannte sie, sie war in voller Aufregung, und man mußte ihr Zeit lassen, um ihrer Gefühle der Freude, die sie nicht ausdrücken konnte, mit diesem seltsamen Gebahren Herr zu werden. Er wußte aber, wie ihr am besten beizukommen war. Er wies auf die Kartoffeln hin, die in einem Korbe neben dem Küchenspind standen.

„Na, sind die Kartoffeln alle ausgebudelt?“

„Ja,“ sagte sie, „damit sind wir schon lange fertig.“

„Diese hier sind nicht schlecht; sind sie alle gut gerathen?“

„Es könnte schon besser sein,“ antwortete sie. Sie gehörte zu denen, die niemals zugeben, daß etwas gut ist, wohl aus Besorgniß, daß sie es „berufen“ könnte. Herr Tanzmann mußte deshalb fragen:

„Waren viel faule darunter?“
 „Das ja gerade nicht,“ meinte sie.
 „Sind viel kleine dabei?“
 „Ach, das nun gerade auch nicht.“

Herr Tanzmann schloß daraus, daß ihre Kartoffelernte vorzüglich gewesen sein mußte.

Dann kam er auf die Runkelrüben zu sprechen, wobei seine Mutter von einer völligen Mißernte sprach. Durch Kreuz- und Querfragen erfuhr er aber, daß nur das Kraut durch einige Septemberfröste etwas beschädigt worden war. Mit den Pflaumen war sie auch nicht zufrieden, die wären alle madig gewesen. Doch mußte sie auf Herrn Tanzmann's geschickte Fragen zugeben, daß sie ein paar Gentner mehr verkauft hatte als andere Jahre und daß sie einen recht annehmbaren Preis bekommen hatte. Bei diesen Gesprächen aber wurde sie zusehends munterer und lebendiger, denn nun sah sie, daß ihr Sohn in der Stadt nicht hochmüthig geworden war und noch ein Interesse für Kartoffeln, Runkelrüben, Hof, Garten und Feld bewahrt hatte. Trotzdem gudte sie ihn noch manchenmal mißtrauisch an und einmal nahm sie ihn zur Seite und sagte leise:
 „Du, Herr Tanzmann, Du kannst mir's offen eingestehen: Kommst Du noch manchmal heraus aus Berlin . . . ins Freie?“

Als ihr ihr Sohn nun feierlich versichert hatte, daß er noch der alte Sonntagswanderer sei wie immer, war sie zufrieden und nun plauderte sie weiter über allerlei. Herr Tanzmann ging in Haus und Hof umher, um alles zu besichtigen. In der guten Stube trug sie ihm dann ein Frühstück auf, alles Produkte ihrer Wirtschaft: Bauernbrot, das sie selber gebacken, Butter und Käse von ihrer Kuh, sodann Kettige und ein Glas Johannisbeerwein, den sie so köstlich bereitet. Und während Herr Tanzmann mit dem Appetit aß, der ihm eigen und durch die Wanderung noch verstärkt war, zeigte sie ihm ihre Zimmerblumen, Palmen, Kaktusen und blühende Gewächse aller Art, von denen sie die meisten selber aus Samen gezogen hatte. Dann gingen sie hinaus in den großen Garten, ein Mittelstück zwischen Auzland und Wald. Denn Frau Tanzmann, in ihrer Liebe für die Natur, hatte von jeher eine Leidenschaft gehabt, die verschiedenartigsten Pflanzen Bäume, Sträucher, Blumen, Ruggewächse in ihrem Garten anzubauern, und so lagen regelmäßige Gemüserabatten neben Blumenrondellen, ein dichter, etwa einen Morgen umfassender Laubwald erhob sich inmitten von Grasflächen, Obstbäume wechselten ab mit wilden Strauchgruppen.

Jetzt prangte der Garten in den prächtigsten bunten Farben des Herbstes. Vorn in der Nähe des Hauses blühten noch die Spätlinge der Blumennwelt, duftende Levkojen, gelbe Ringelblumen und hohe buschige lilafarbige Herbstastern. Dann kamen große Beete Sonnenblumen, die ihre gebräunten Köpfe senkten. Frau Tanzmann zog sie der Kerne wegen, mit denen sie ihre Hühner fütterte. Jetzt naschten bereits Spargen und Weisen von den thalhaltigen Samen der Blumen. Die Gemüsebeete waren bereits leer und zum theil umgegraben, nur der Grünkohl, Rosenkohl und Sellerie grünten noch in regelmäßigen Reihen. Hinter der Scheune, deren nach Süden gerichtete Wand mit Wein überzogen war, befand sich ihr „Treibhaus“. Hier in diesem Winkel, der vor rauhen Winden geschützt war, und zu dem die Sonne den ganzen Tag über ihre Strahlen niederlassend konnte, herrschte jederzeit eine um mehrere Grad höhere Temperatur als im übrigen Garten. Hier standen Pfirsich- und Apfelsobäumchen noch in fast vollen grünen Schminde ihrer Blätter, hier befanden sich einige Apfelspyramiden, voller herrlicher großer Früchte, hier prangten noch knallrothe Tomaten an ihrem etwas durch die Kälte verunzarten Kraut, hier wuchsen Artischocken, Eierpflanzen und andere Kinder eines südlichen Klimas, die hier in diesem warmen Winkel recht gut gediehen. Sogar einige Tabakspflanzen bemerkte Herr Tanzmann hier.

„Na, na, Mutti,“ sagte er lächelnd, „Du rauchst wohl gar neuerdings?“

„Ei behüte und bewahre!“ rief sie entsetzt. Und sie entschuldigte sich lange und bemühte sich, ihm klar zu machen, daß sie die Pflanzen „man nur so wachsen sehen möchte“. So mußte sie sich oft entschuldigen, denn ihre Freundinnen vom nahen Dorfe, die sich häufig bei der erfahrenen Frau Rath holten oder ihr Gesellschaft leisteten, wollten freilich nichts gelten lassen, als was Nutzen brachte. Herr Tanzmann streichelte ihr sanft die Wange und sagte:

„Mutterchen, vor mir brauchst Du Dich nicht zu entschuldigen. Dein Sohn ist ein so kurioser Kerl, daß er oft meilenteit reunt, um irgend ein schäbiges Unkraut zu sehen.“

„Na ja, ich kenn' Dich ja,“ sagte sie. „Ich will Dir aber eine Lehre geben, Herr Tanzmann: Man lernt in der Natur nie aus, ich nicht und Du nicht!“

Sie wandten sich nun dem Theil des Gartens zu, der mehr einer waldigen Landschaft glich, aber einer Landschaft, die die Kennzeichen der verschiedensten Gegenden in sich vereinigte. Da kamen sie an einer großen Buschgruppe vorüber, in der die verschiedenartigsten Herbstfarben, gleichsam vereint, einen wunderbaren Effekt machten. Das feuerrothe Laub der amerikanischen Scharlachbeide vermischte sich mit dem hellen Gelb einiger Ulmen und dem Braun eines breitkrönigen Kastanienbaumes, und darunter bildeten Hartriegel mit dunkelvioletttem Laub, eine Delweide mit silbergrauen Blättern und Esfigbäumchen mit roth-gelb-grün changirendem Laube ein farbenfreundiges Buschwerk. Trotz der schillernden Vuntheit hatten die Farben dieser Blätter doch jene milde weiche Nuancirung, die das Herbstcolorit zum Ausdruck des ruhigen Entsayens, des wehmüthigen Ginsterbens macht.

Frau Tanzmann ging mit ihrem Sohne weiter durch einen kleinen Birkenhain. Die weichen Stämme der schlanken Bäume reckten sich, oft wunderlich gebogen, hinauf in den blauen Oktoberhimmel, und das zierliche gelbe Laub umjing ihre Zweige wie in gebrochener Kraft.

„Du warst lange nicht hier, Herr Tanzmann“, sagte sie. „Wirst Du nicht einmal wieder ganz zurückkehren hierher zu mir, mein Sohn?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte er trübe. Und er dachte an die Stadt, an deren Steinmauern er nun einmal gebunden war. Vielleicht würde er doch einmal zurückkehren, später, später, wenn er einmal gesunden, was er suchte. Dann würde er zu diesem stillen Frieden zurückkehren. Aber jetzt, jetzt suchte er keinen Frieden. —

Sie setzten sich beide auf eine Bank unter einem alten Haselbusch, und während sie ihm von all den lieben Stätten des Gartens erzählte, die er von Kindheit an kannte, sah er gedankenvoll zu, wie drüben ein Blatt von einem Birkenzweig sich löst, wie es in langsamem Falle in der Luft umherwirbelte und sich überschlug, wie es dann ruhig herabschwebte und lautlos niedersank ins dürre Gras. —
 Curt Grotte w i k .

Kleines Feuilleton.

— Wie soll man singen? Man sollte meinen, die Beantwortung dieser Frage wäre kinderleicht: „Singe, wie Dir der Schnabel gewachsen ist!“ — Die Gesangslehrer haben darüber freilich eine andere Ansicht, und es ist ganz interessant, von der einzelnen zu erfahren, wie man eigentlich singen soll. „Der Ton“, sagt der eine, „muß jederzeit vorne sitzen, sonst trägt er nicht. Das werden Sie nur erreichen, wenn Sie etwas durch die Nase singen. Ziehen Sie also gefälligst die Oberlippe möglichst hinauf, färben Sie den Ton möglichst hell und lassen Sie ihn oberhalb der Vorderzähne anprallen!“ — „Nein,“ behauptet ein anderer, „der Ton darf, wenn er wirklich edel klingen soll, nur am Gaumen resoniren, muß gedeckt und möglichst dunkel gefärbt werden!“ — „Das macht sich alles von selbst,“ meint ein Dritter, „wenn Sie nur hübsch in den Kopf hinauf singen und dann den Ton etwas durch die Nase herunterstreichen lassen.“ — „Sie dürfen um des Himmels willen nicht hinauf singen, mein Lieber, immer herunter — der Ton muß gleichsam noch einmal zurückkehren, um drunter zu resoniren, worauf er leicht und elegant herausgeschleubert wird!“ — „Sie quetschen und knödeln entsetzlich, Verehrtester, bringen Sie doch schöne offene Töne! Ziehen Sie die Oberlippe möglichst hinauf, die Unterlippe möglichst hinunter, und bringen Sie die beiden Kiefer einander bis auf fünf Millimeter nahe, wozu Sie kräftigst „i“ singen! Sie werden sehen, das allein bringt den Ton vor.“ — „Grundsätzlich!“ ruft ein anderer, „die beiden Lippen gehören wie zu einer Schalltrumpete verlängert und möglichst weit vorgestreckt — nur die kleine Form des Mundes bringt die großen Töne!“ — „Alles Unsinn! Färben Sie jeden Ton nach „u“, und Sie bekommen die schönsten Kopftöne; singen Sie nicht hinauf und nicht herunter, sondern schmergeradeaus; lassen Sie den Ton an der unteren vorderen Zahnreihe resoniren, schleudern ihn dann auf den vorderen Theil des Gaumes zurück, worauf Sie ihn erst aus dem Munde entenden!“ —
 („W. N. N.“)

Theater.

—hl. In der Freien Volksbühne wurde am Sonntag Grillparzer's Trauerspiel Des Meeres und der Liebe Wellen vor der ersten Abtheilung aufgeführt. Die Vorstellung war diesmal im Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theater, für die wichtigen Rollen hatte man jedoch Gäste von anderen Theatern gewonnen. Man kann sich wohl vorstellen, daß das Stück an dieser Stelle einen tiefen Eindruck hinterlassen konnte. Sein Inhalt ist einfach: das Lied von den Liebenden, die auch das breite Meer nicht zu trennen vermag. Es käme alles darauf an, den inneren Gehalt des Stückes, die seelische Entwicklung der Hero, und seine dichterische Schönheit, die in den Versen, der glänzenden griechischen Szenerie und nicht zuletzt in der Schönheit der Menschen selbst lebt, herauszuarbeiten. So würde das Stück wirken — aber auch nur so. Wie es am Sonntag dargestellt wurde, ließ es die Zuschauer kalt; man hatte sehr stark die Empfindung, daß eine Beziehung zwischen der Bühne und dem Publikum sich nicht einstellen wollte. Es wurde in schleppendem Tempo gespielt. Die dramatische Steigerung kam eben nur durch eine glänzende Darstellung der Rolle der Hero gebracht werden; fällt sie fort, so ist damit dem Trauerspiel schon der beste Theil seiner Wirkung genommen. Fr. E i s e n h u t war bei aller Herrschaft über die schauspielerischen Mittel doch nicht die Hero, wie der Dichter sie sich dachte, jenes traumberlorene, durch die Liebe wie in eine andere Welt versetzte Weib, und nur zum Schluß, im Ausdruck des Schmerzes, vermochte sie eine wärmere Wirkung auszuüben. Auch die Inszenirung wurde dem Charakter des Stückes nicht gerecht. So wurde, um ein Beispiel für viele zu erwähnen, der Schluß des vierten Aufzuges ganz verdorben. Ein dramatisch sehr wirksames Bild: Es ist Nacht geworden. Das Licht aus Hero's Zimmer dringt allein durch die Finsterniß, ein Leitstern dem lähnen Schwimmer. Hero ist, von den Anstrengungen des Tages übermüdet, unten eingeschlafen. Da erlischt das Licht, das der Priester dem heranziehenden Sturm ausgefetzt hat, man weiß, Leander schwimmt über das wild erregte

Meer — in der Nacht, ohne das leuchtende Ziel . . . Statt dessen blieb die ganze Bühne ziemlich hell, und das Licht leuchtete freundlich weiter. —

Musik.

— Von Joseph Schen liegen uns aus dem Verlag J. Günther (Dresden) mehrere Männerchöre vor. — Neue Kunstformen sind am besten aus neuen Kulturelementen heraus zu erhoffen. Was an solchen die sozialen Bewegungen erzeugt haben, das hat uns noch immer keinen eigenartigen Aufschwung der Kunst gebracht, vielleicht einiges Kunstgewerbliche ausgenommen. Auch die vorliegenden Kompositionen zeigen noch keine aus unseren neuen Welten gehalten keine neuer musikalischer Formen. Sie bewegen sich innerhalb des alten Männergesangsstiles und seines an Märche und dergleichen erinnernden mechanischen Rhythmus; doch gerade mit einer Ueberwindung dieses Mechanismus scheint uns der Fortschritt zu einer weniger gekünstelten und mehr natürlichen Volkstimme der Töne einsehen zu können. Allein innerhalb dieses Rahmens bieten die vorliegenden Leistungen sehr Anerkennenswerthes. Stammen sie doch von einem Manne, der seit 1868 (da sein „Lied der Arbeit“ zum ersten Mal aufgeführt ward) zu Wien mitten in reicher Thätigkeit als Gesangs- und Chormeister und als Vorkämpfer der Arbeiter-Gesangsvereine steht (eine Broschüre dieses Titels ist von ihm ebenfalls bei Günther erschienen). Er weiß auch treffliche Texte zu finden; wir nennen besonders Dehmel's „Nur Zeit“, das vom „Simplicissimus“ (1896) als „das beste sangbare Lied aus dem deutschen Volksleben“ preisgekrönt wurde. Schen's Chöre stellen den Ausführenden immerhin tüchtige Aufgaben, aber keine übermäßigen Anforderungen und sind gut singbar. Nehmen wir noch die mäßigen Preise dazu, so können sie den entsprechenden Vereinigungen empfohlen werden; allerdings mit dem Rath, ihr Repertoire nicht etwa auf Tendenzstücke einzuschränken. —

sz.

Kunstgewerbe.

— Preisaus schreiben. Zur Erlangung eines Umfchlages für die „Berliner Architekturwelt“ wurde von der Firma Ernst Wasmuth (Berlin, Markgrafenstr. 35) ein allgemeiner Wettbewerb ausgeschrieben. Zur Vertheilung kommen drei Preise: Ein erster Preis von 500 M. und zwei zweite Preise von je 250 M. —

Völkerkunde.

kg. Ueber Schädelmasken, die sich bei den Eingeborenen auf den Inseln der Südsee finden, bringt Frobenius im neuesten Heft des „Internationalen Archiv für Ethnographie“ interessante Mittheilungen. Die Schädelmasken sind aus den vorderen Schädelbeinen hergestellt, auf denen das Gesicht, den Formen des lebenden Menschen entsprechend, mit Kalkmasse ausgearbeitet ist. Ein Knochen oder ein Stückchen Holz dient dazu, vom Träger mit den Zähnen gepackt zu werden. Ihre Bedeutung ergibt sich aus den einfachen Motiven und Sitten der Schädelverehrung. Mit Hilfe der Schädelmaske glauben die Eingeborenen, durch Inspiration Gewalt über die Geister zu gewinnen. Wenn z. B. auf Mabiae bei Cap York die Knochen des verstorbenen Häuptlings nach einigen Monaten wieder ausgegraben werden, tritt der Häuptling mit dem Schädel in den Kreis der Männer, und nun ist ihm alles, selbst Todtschlag erlaubt, weil er im Namen des Todten handelt. In einer Mythe auf Babu, einer Insel der Torresstraße, wird einem von allen Seiten verfolgten Jüngling endlich Hilfe durch zwei Schädel, die er aus einer Leichenhütte nimmt und die ihm jede Nacht verleihen. In beiden Fällen geht die Geistermacht auf den Schädelträger über. Damit sind auch die kinakinau, die Diebesamulette der Neubritannien erklärt: es sind amulettartige Miniaturausgaben der großen Schädelmasken, durch die Geistergewalt übertragen wird. Nach Vastian werden diese auch an einem Gehänge im Munde getragen, und zwar von denen, die vom Häuptling das Recht, ungekraft zu stehen, erlangt haben. Ueber die Frage, wie weit die Schädelmasken verbreitet sind, ist von den Forschern viel gestritten worden. Soviel steht fest, daß der Verbreitungskreis einst ein größerer gewesen ist als jetzt. Auf Neuirland, Neubritannien bis zu den Inseln der Torresstraße hin und auf den Neuen Hebriden wurden in den Grundformen übereinstimmende Schädelmasken gefunden. Bei vielen späteren jedoch dient der aufgeklebten Masse statt des Schädelgerüsts eine rohe Holzarbeit zur Unterlage. —

Geographisches.

1. In den Veröffentlichungen der Kommission für Erdbeben-Untersuchung in Japan veröffentlicht Kimura einen vorläufigen Bericht über seine Untersuchungen bezüglich der geographischen Breite von Tokio. In den letzten Jahren ist es an verschiedenen Orten Europa's und Amerika's durch sehr genaue Messungen festgestellt worden, daß die geographische Breite der betreffenden Beobachtungsorte nicht immer dieselbe ist, sondern in kurzer Zeit um einen kleinen Betrag schwankt. Kimura hat dasselbe nun auch von der japanischen Hauptstadt nachgewiesen. Die Schwankungen betragen innerhalb zwei Jahren bis zu einer halben Bogensekunde. Zu erklären sind dieselben nur durch gewisse Verschiebungen der Erdoberfläche. —

Aus dem Thierleben.

— Die Analdrüsen der Insekten in den letzten Hinterleibsringen sondern meist Verteidigungsstoffe ab, wie das Wespen- und Bienengift, scharfe oder überreizende Stoffe, die oft nach Blausäure oder Buttersäure duften, wie die der Bombardeurkäfer und anderer Carabiden und Silphiden. Sehr entwickelt sind diese Drüsen, wie L. Bordage neuerlich gefunden hat, bei den breiten Wasserläuschen (Dytisciden), bei denen sie in einen geräumigen Sammelbehälter münden. Durch die schnelle Zusammenziehung der muskulösen Wände dieses Behälters werden sie plötzlich in reichlicher Menge ins Wasser ausgestoßen und bilden dort eine bräunliche Wolke, hinter welcher sich der Käfer seinen Verfolgern entzieht. Er bedient sich also eines ähnlichen Fluchtmittels, wie die Tintenfische und gewisse Flossenschnecken, auch besitzt die Ausscheidung der Wasserläufer einen penetranten, an den Fingern lange haftenden Geruch. Bei den Gallwespen erzeugt die Ausscheidung derselben Drüsen den Reiz, welcher die Gewebewucherung (Galle) der Pflanzen verursacht, die der jungen Brut dieser Insekten als Schutz und Nahrung dient. Die Funktion der Analdrüsen ist somit eine ebenso vielseitige als wichtige für die verschiedensten Ordnungen der Kerbtbiere. — („Prometheus.“)

Humoristisches.

— Berliner Junge. Vater (zu seinem Erstgeborenen): „Nicht mal, Friese, det is Dein newest Schwesterken, wat der Storch heute Nacht gebracht hat.“
Fritz (4 Jahre alt, verächtlich auf das Linnenmäuel blickend): „Gatse Beene?“ —
— Ein Vergnügen. Radlerin (hat einen Baum angefahren und sitzt nun neben ihrem verbogenen Rade auf der Erde): „Ach du lieber Himmel! Wenn mir das Radfahren nicht so viel Vergnügen machte — ich hätte diese Schinderei schon herzig satt!“ —
— Fatale Verwechslung. Dr. Hinter: „Da ist mir vor ein paar Tagen eine fatale Verwechslung passiert. Ich war zersprengt und gab von zwei Patienten jedem die Medizin, die der andere hätte kriegen sollen. Natürlich verlor ich beide.“
Freund: „Gestorben?“
Dr. Hinter: „Nein, gesund geworden.“ —

Bermischtes vom Tage.

— Unter einer Wildentenplage hat in diesem Herbst das Dorf Methwisch an der Ostseeküste zu leiden. Die Enten sind auf einzelne Schläge zu Hunderten eingefallen und haben erheblichen Schaden angerichtet. —
— In Wahrenth durchschneidet ein Spinnerei-Arbeiter seinen drei Kindern die Hälse und ließ sich dann von einem Eisenbahnzuge überfahren. —
— In Graßling (Bayern) verkaufte ein Besitzer sein Haus, weil er sich vor Rattern nicht mehr retten konnte. Bei einer gründlichen Durchsuchung des Hauses wurden 156 Rattern zu tage gefördert und getödtet. —
— Zu St. Georgen in Baden ist eine große Mühle abgebrannt. Ein 70jähriger schwerhöriger Mann kam in den Flammen um. —
— Ein früherer Student der Philosophie verübte in Heidelberg und Baden-Waden 17 Einbrüche. —
— Aus Sitten (Schweiz) wird gemeldet: Der Luftschiffer Spelterini, der das ganze Alpenmassiv von Sitten bis zum Bodensee mit seinem Luftballon überfliegen will, ist am 3. Oktober, vormittags 11 Uhr, hier aufgestiegen. In der Begleitung Spelterini's befinden sich Professor Heim-Jülich, Dr. Maurer vom meteorologischen Bureau in Zürich, Professor Forel-Morges, Professor Berg-Gsell von Strassburg und Dr. Viedermann aus Augsburg. Die Ballon-Expedition trägt einen rein wissenschaftlichen Charakter; der Ballon ist mit wissenschaftlichen Instrumenten reich ausgestattet. Spelterini rechnet auf eine Fahrt von 10 bis 11 Stunden und hofft bei günstigem Wind im Rheinthal zu landen. —
— Ein Genosse in Krakau erhielt während des Belagerungszustandes einen Brief aus Czernowitz. Darin theilt ihm ein Genosse mit, sein Sohn wäre „radikaler als sein Vater, ein förmlicher Anarchist im Hause“. Der Brief wurde von der Polizei aufgefangen. Eine Untersuchung wird eingeleitet, ein ganzer Apparat von der Polizei in Bewegung gesetzt, und es wird festgestellt, daß der Anarchist im Hause — drei Jahre alt ist. —
— In einem von Rom kommenden Zuge wurde in Rieti ein etwa dreißigjähriger Mann todt aufgefunden. Er hatte zwei Dolchstiche in Kopf und Hals erhalten. Das Portefeuille des Todten war leer, die Uhr und die goldene Kette zerbrochen. —
— Drei Tage anhaltende heftige Regengüsse verursachten in Cuneo ein Anschwellen der Flüsse. Die reißenden Ströme richteten gewaltigen Schaden an, zerstörten die Eisenbahnbrücke auf der Linie Cuneo-Limone und die Brücke auf der Landstraße Cuneo-Turin. —
— Chinesisch. Der jetzige Herzog in King-fu in China zählt sechsundsiebzig Ahnen und führt seine Abstammung direkt auf Confucius zurück. Da kommt keiner mit! —